

„Der Krieg ist in den Köpfen“

Caritas-International-Leiter Oliver Müller über Soldaten und Hilfsorganisationen in Afghanistan

Die Bundeswehr bleibt für ein weiteres Jahr in Afghanistan: Der Bundestagsbeschluss vom Freitag stößt in der Bevölkerung auf große Vorbehalte, Hilfsorganisationen jedoch begrüßen die Mandatsverlängerung. Oliver Müller, Leiter von Caritas International mit Sitz in Freiburg, besuchte jüngst die Helfer von Caritas am Hindukusch. Im Gespräch mit Gabriele Fässler und Klaus Riexinger erklärte er, warum es ohne Militär nicht geht und wieso Soldaten dennoch zum Problem für internationale Hilfsorganisationen werden können.

Herr Müller, Sie waren vor kurzem in Afghanistan, welchen Eindruck haben Sie von dem Land?

Wenn man in Kabul ist, nimmt man die Situation ganz anders wahr. Die deutsche Sicht fokussiert sehr stark die Themen Sicherheit, Taliban und Militäreinsatz. Dabei gerät die Lage der notleidenden Bevölkerung, die in Frieden leben will, oft aus dem Blick. Afghanistan ist das fünftärmste Land der Welt und ist dringend auf Hilfe von außen angewiesen. Die Mehrzahl der Bevölkerung will nichts mit den islamistischen Taliban zu tun haben. Ausländische Helfer dagegen genießen große Gastfreundschaft.

Einen Reporter des „Stern“ hat das Land an den Dreißigjährigen Krieg erinnert: ethnisch und konfessionell zerrissen, gelähmt durch die Macht der Warlords und Terror der Taliban. Das hört sich sehr desillusionierend an.

Die politischen Verhältnisse in Afghanistan sind sehr unübersichtlich – und es gibt keinen allgemein akzeptierten Staat. Zu Ihrer Aufzählung müsste man noch die Drogenbarone hinzuzählen, die oftmals eine eigene Armee haben. Die Idee einer Zentralregierung ist ganz schwer umsetzbar. Nach dem Sturz der Taliban herrschte eine große Euphorie im Land und die Sicherheitslage war entsprechend gut. Damals gab es die Hoffnung auf einen schnellen Wiederaufbau – ein Trugschluss,



3 500 Soldaten der Bundeswehr bleiben für weitere 365 Tage in Afghanistan, beschloss der Bundestag am Freitag.

FOTOS: DDP, FÄSSLER

wie wir heute wissen: Die Taliban kontrollieren wieder Teile des Staatsgebiets, Anschläge haben zugenommen. In Kabul steigt die Kriminalität. Arbeitslose haben gelernt, dass man sich mit Gewalt vieles besorgen kann, ohne dafür bestraft zu werden. Dies hängt vor allem mit dem Mangel an Polizeikräften zusammen.

Ist die Hoffnung auf Frieden und Demokratie realistisch?

In Afghanistan muss man in größeren Zeiträumen denken. In zwei oder drei Jahren kann dort keine Demokratie nach westlichem Maßstab entstehen, in zehn oder fünfzehn Jahren wäre das im Idealfall eher vorstellbar. Man sollte aber auch berücksichtigen, dass es sich um eine sehr traditionelle Gesellschaft handelt, in der es kein Demokratieverständnis nach unseren Mustern gibt. Auch die völlig andere Rolle der Frau muss man berücksichtigen.

Hatten Sie Angst in Afghanistan?

Vier Stunden bevor ich ankam, hat es den schwersten Anschlag seit zwei Jahren in Kabul gegeben.

Man braucht gute Nerven und muss auch wachsam sein. Ich habe mich dennoch sicher gefühlt. Wenn man bestimmte Orte meidet und sich an eine Reihe von Verhaltensregeln hält, kann man sich durchaus bewegen. Wir tauschen uns auch mit anderen Hilfsorganisationen ständig aus.

Wie gefährlich ist die Situation für Ihre Helfer in Afghanistan?

Die Sicherheit macht uns natürlich große Sorgen. Wir haben zwei Deutsche vor Ort und dreizehn lokale Mitarbeiter. Eine Vielzahl von Sicherheitsbestimmungen engt unsere Arbeit ein, macht sie aber nicht unmöglich. Zum Glück haben sich die Anschläge und Entführungen noch nicht gezielt gegen Hilfsorganisationen gerichtet. Eine gewisse Gefahr ist aber allgegenwärtig. Das ist eine hohe psychische Belastung für alle Helfer. Aus diesem Grund haben wir nur sehr erfahrene Mitarbeiter vor Ort. Die Bevölkerung aber ist dankbar für die Hilfe aus Deutschland. Sie wünscht sich, dass die Deutschen zu ihren Versprechungen stehen: den Wiederaufbau

und die Staatsbildung weiter zu begleiten. Und nach wie vor ist diese Hilfe auch möglich. Die soziale Situation ist miserabel...

...können Sie das beschreiben?

In Afghanistan stirbt alle 30 Minuten eine Frau an den Komplikationen einer Schwangerschaft oder Geburt, ein Viertel aller Kinder stirbt vor Erreichen des fünften Lebensjahres an Magendarm-erkrankungen, die Arbeitslosigkeit liegt über 60 Prozent. Das sind massive Zahlen. Der jahrzehntelange Krieg hat die Menschen zudem traumatisiert. Wir haben ein psychosoziales Projekt in Kabul eingerichtet, wo wir kriegstraumatisierte Menschen unterstützen. Der Krieg hat sich in den Köpfen festgesetzt: Innerfamiliäre Gewalt und Drogenmissbrauch nehmen zu, manche sprechen nach schlimmen Erlebnissen nicht mehr mit ihren Angehörigen.

Welche Forderungen hat Caritas?

Wir wünschen uns mehr Mittel für die Entwicklung des Landes. Für die Bundeswehr wird vier Mal mehr ausgegeben als für den Auf-

bau. Beides sollte zumindest gleichrangig sein.

Ist eine zivile Hilfe in Afghanistan ohne Militärpräsenz möglich?

Es muss sogar noch mehr für die Sicherheit getan werden. Deshalb hat sich die Caritas mit anderen Nichtregierungsorganisationen dafür eingesetzt, dass die Bundeswehr bleibt – sie sollte sich durchaus noch stärker in der Öffentlichkeit zeigen. Der Wiederaufbau ist auf sichere Rahmenbedingungen angewiesen.

Die Linke fordert Verhandlungen statt Soldaten.

Verhandlungen sind ohne Frage notwendig. Aber als Alternative zur militärischen Sicherung sehe ich sie derzeit nicht. Wenn sich die internationale Gemeinschaft jetzt zurückzieht, dann hätten wir in kürzester Zeit einen heftigen Bürgerkrieg. Die Zentralregierung, die für Demokratie steht, könnte sich mit Sicherheit nicht halten. Hier ist ein langer Atem gefragt.

Kann die Bevölkerung Soldaten und Helfer auseinanderhalten?

Das ist ein großes Problem. Deshalb kritisieren wir, dass der Wiederaufbau unter der faktischen Federführung des Militärs stattfindet. Das Militär hat seine Aufgabe, wir haben unsere. Beides darf nicht vermischt werden. Wenn wir traumatisierten Menschen helfen und vor dem Raum steht ein Soldat mit Gewehr, können wir nicht das Vertrauen der Bevölkerung gewinnen. Seit das Militär begonnen hat, karitative Hilfe zu leisten – um seine Akzeptanz zu erhöhen – ist es um unsere Sicherheit nicht besser bestellt.

Haben Sie schon einmal daran gedacht, die Hilfe abzubrechen?

Die Kernfrage ist: Können wir in der angespannten Lage die Menschen noch erreichen? Momentan können wir diese Frage eindeutig mit Ja beantworten: Die Hilfe kommt an. Natürlich tragen wir eine große Verantwortung für unsere Mitarbeiter. Das muss man ständig abwägen.

Zur Person

» Caritas-Leiter Müller

Oliver Müller, Jahrgang 1965, studierte in Freiburg und Peru Theologie und Politikwissenschaft. Nach der Theologie-Promotion arbeitet der gebürtige Stuttgarter als Journalist für Caritas International und berichtet aus zahlreichen Krisengebieten der Welt. 2000 wird er Leiter des Caritas-Osteuropa-Referats, bis er im Oktober 2006 Leiter von Caritas International wird. Müller ist verheiratet, hat drei Kinder und lebt in Gundelfingen.



(rix)